

Die Begegnung

Autor(en): **Bratschi, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 7

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636086>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Begegnung

Von Peter Bratschi

Heinz kam gerade von zu Hause. Man kann nicht behaupten, daß er guter Laune war. Zu sehr stand er noch unter dem Eindruck der abschlägigen Antworten, die er soeben erhalten hatte. „... Stelle leider schon besetzt ...“ „... Wir bedauern, Ihnen eine abschlägige Antwort geben zu müssen ...“ „... Obschon Ihre Offerte uns einen sehr günstigen Eindruck gemacht hat, müssen wir leider ...“

Das war es, was ihn nun schon länger als ein Jahr bedrückte. Als Mechaniker-Chauffeur hatte er eine verheißungsvolle Laufbahn begonnen. Und nun? Eine Offerte nach der anderen hatte er geschrieben, seit er in der letzten Stelle wegen Betriebseinschränkung entlassen worden war. Aber nicht nur Offerten hatte er geschrieben, er war auch auf der Stellenvermittlung gewesen. Unzählige Male hatte er nachgefragt, ob nicht Beschäftigung für ihn da wäre. In den Kanzleien war er gewesen, die Zeitungen hatte er durchstöbert, überall hatte er Nachschau gehalten — es war einfach nichts zu finden. Überall schüttelte man den Kopf oder zuckte die Schulter. Er war nicht der einzige. Viele seiner Kollegen waren ebenfalls stellenlos. Wie er, liefen sie auf die Bureaus der Expeditionsfirmen, boten sich an, mit klopfendem Herzen, wenn irgendwie Aussicht bestand, das Leben am Gipfel zu fassen. Es war die reinste Schlacht. Eine Schlacht ohne Aussicht auf endlichen Sieg, wie ihm schien.

Heinz ging also jetzt über die Straße. Beinahe wäre er an die blonde Mimi gestoßen, die mit einem Korb voll weißer Wäsche aus der Glättereier kam. Ein vorwurfsvoller Blick aus ihren blauen Augen schien ihn zu treffen. Vielleicht dachte sie, er wäre ein fauler Mensch, der nicht arbeiten wollte. War es nicht schon genug, daß ihm die Mutter schmollte, weil er so lange auf ihre Kosten zu Hause war? Mußte ihm jetzt Mimi auch noch gram sein? Ja — wenn die nur wüßte. . . . Uebrigens — was ging ihn Mimi an? Er hatte doch noch nie etwas mit ihr zu tun gehabt? Bloß, daß er ihr manchmal auf der Straße begegnete.

Mechanisch ging er weiter. Hatte er eigentlich den Hut gezogen, als Mimi an ihm vorbeiging? Wertwürdig, daß diese Frage jetzt in ihm aufstieg. Er schüttelte den Kopf. Wie dumm war er heute! Eine Weile folgte er der Straße. Er kam vor das Städtchen hinaus. Der Frühling hatte begonnen, Knospen zu treiben. Aus den Schollen sproß das frische Grün. Seltsam klar standen die Berge. Aber Heinz vermochte sich all dessen nicht zu freuen.

Jetzt hörte er klingende Hammerschläge. Am Straßenrand bemerkte er ein Auto, unter dem ein Mechaniker lag und sich mit dem Wagen beschäftigte. Eine kleine Blechkiste stand daneben in der Wiese. Sie enthielt Werkzeuge, die Heinz aus seiner früheren Tätigkeit alle vertraut waren. Unwillkürlich nahm er einen Schraubenzieher in die Hand. Seltsam. Eine wohlthuende Wärme schien von dem Holzgriff in seine Hand hinüberzufließen. Fest schloß er die Faust um den Griff. —

„Ein bißchen Hand anlegen könntest du. Das ist besser, als herumstehen!“ hörte er plötzlich eine Stimme unter dem Wagen.

Heinz bückte sich und sah in das von Anstrengung gerötete Gesicht des Mechanikers.

„Wo fehlt's denn?“ fragte Heinz.

„Da — im Kasten — links liegen die Ersatzschrauben. Gib mir eine her.“

Heinz reichte das Gewünschte und kroch ebenfalls unter den mit einer Winde hochgehobenen Wagen.

„So, jetzt“, befahl der Mechaniker, „nimm den Schraubenzieher und drehe die Schraube fest. Nimmst mich wunder, ob du das kannst. Ich will dabei das Stück halten.“

Ob er das konnte? Leicht wurde ihm auf einmal. Freudiger Eifer erfaßte ihn. Beinahe geborgen kam er sich vor unter

dem Gestänge des Wagens. Fest zog er die Schraube an, und betrachtete aufmerksam den Mechanismus über seinem Kopf.

„Was schaust du da bloß?“ stieß ihn der Mechaniker in die Seite. „Das ist doch nur eine alte Schruhle. Früher — ja da hat sie noch etwas getaugt. Jetzt ist sie nur noch ein Benzin-frematorium.“

Beide krochen unter dem Wagen hervor. Der Mechaniker suchte seine Werkzeuge zusammen, machte den Wagen flott und fuhr davon.

Sinnend schaute Heinz dem Wagen nach. Unwillkürlich verkrampfte sich seine Rechte. Es war nicht Recht, das ihn die Bewegung hatte tun lassen. Jetzt öffnete er die Hand und betrachtete die Handfläche, als ob ein Wunder darin zu sehen wäre. Aber er sah nichts, als die durch den Druck des Schraubenziehers gerötete Haut.

Er ging nun wieder die Straße zurück. Wie eigen. Die Berge leuchteten ihm auf einmal heller entgegen. Das Grün der Wiesen schien ihm frischer, der Gesang der Vögel froher. Und als ihm Mimi auf ihrem Rückweg begegnete, war es ihm, als ob ein freundliches Lächeln von ihr ihn gestreift hätte.

Jetzt stand er wieder am Anschlagbrett des Arbeitsamtes. Eine für ihn passende Stelle war ausgeschrieben. Zwar hatte er den Anschlag schon am Morgen gelesen, aber er hatte ihm nach all den schlimmen Erfahrungen der letzten Zeit keine Hoffnung erweckt. Nun aber erschienen ihm die Buchstaben in einem ganz anderen Licht. „Siehst du, wir offerieren dir eine Stelle“, leuchteten ihm die Schlagzeilen entgegen. Als ob der Anschlag nur für ihn gemacht worden sei, war es ihm. Etwas ganz Seltsames tanzte vor seinen Augen. So etwas wie das Lächeln Mimis vorhin. Und auch der warme Druck in seiner rechten Hand war wieder da. Etwas von dieser Wärme strömte heiß nach seinem Herzen.

Er ging nach Hause. Auf einmal lag eine von ihm geschriebene Offerte vor ihm. Er hatte sie sorgfältiger geschrieben als sonst. Er hatte sich Mühe gegeben. Was er jeweils kurz abgetan hatte, war jetzt eine ausführliche Darstellung seiner früheren Tätigkeit geworden. Unbemerkt war ein Ton mitgegangen und schwang sich leise durch den Brief, der die Liebe zur Arbeit und zu seinem Beruf verriet. Seine Offerte war nicht mehr die mechanische Wiedergabe eingübter Sätze, nicht mehr das hoffnungslose Abtun einer Sache, die er tat, um sein Gewissen zu beruhigen. —

Zwei Tage nachher hatte er Antwort. Zitternd hielt er den Brief in den Händen. Er öffnete ihn hastig „... haben uns entschlossen, Ihnen die Stelle anzuvertrauen ...“ „... ersuchen Sie, baldmöglichst auf unserem Bureau vorzusprechen ...“

Herrgott, war das eine Freude!

Aber warum staunte er? Hatte nicht eine ganz eigenartige Zuversicht in ihm gelebt, seit seiner Begegnung mit dem Schraubenzieher? Hatte er nicht deshalb besondere Sorgfalt auf seine Offerte verwendet?

Und wie war das mit dem Lächeln gewesen? Er schaute hinüber zur Glättereier und sah Mimi. Wirklich — sie lachte.

* * *

Spruch

Du mit dem stets düstern Blick,
Lern von dem fröhlichen Herzen:
Man kann, so gut wie das Glück,
Auch manches Unglück verscherzen!

*

Trägt du ein feingeschmiedet' Joch,
Versuche nicht, es abzuschütteln!
Es reißt dir erst den Rücken wund,
Wenn du beginnst, daran zu rütteln.